

Damals unter Bäumen

Autor(en): **Haller, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **46 (1975)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAMALS UNTER BÄUMEN

VON CHRISTIAN HALLER

Gegen den Hinterhof hin, wo zerbrochene Regale lagen und ein Ahornbäumchen serbelte, hatte Roberto Tomasini seine Werkstatt. Er war ein kleiner, zäher Bursche. Die säbelkrummen Beine steckten in Manchesterhosen. Das Hemd trug er offen über der schmalen Brust, die Ärmel stets hochgekrempt. Er hatte ein Vogelgesicht. Die blauen Augen sperberten umher, trotzige Blicke, die fürchteten, nicht alles möchte sich den Wünschen fügen.

Morgens arbeitete er in einer Grabsteinwerkstatt. Der Meister zahlte wenig, Roberto brauchte die Schwarzarbeit. In seiner Bude kniete er nachmittags zwischen Steinen, Bierflaschen und einem Haufen Entwürfen, den Meißel über den kleinen Finger geschoben und fest umklammert. Die Schultern bebten bei jedem Hammerschlag. Aus dem dunklen Haar rann Schweiß ins staubige Gesicht.

Roberto stammte aus den Bergen bei Rom. Sein Vater hatte dort einen Steinbruch besessen und den Kleinen mit zur Arbeit genommen. Hammer und Meißel waren die einzigen Spielzeuge gewesen. Darauf hielt sich Roberto etwas zu Gute. So leicht konnte sich keiner rühmen, schon als Knirps gemetzt zu haben. Er tat es, so oft es jemand hören wollte – sein Meister nicht ausgenommen.

Nach dem Krieg starb die Mutter. Der Steinbruch wurde verkauft. Sein Vater war plötzlich müde und kraftlos geworden. Carla und Maria, die Schwestern, gingen zur Fabrik. Roberto selbst fuhr nach Rom.

Doch die «città» war unbarmherzig. Es gab genug Bildhauer, und das war er doch. Er blieb, brachte sich durch, bis eines Tages Vater schrieb, der Einrückungsbefehl zur Armee sei eingetroffen. Roberto packte die Koffer und bestieg den nächsten Zug nordwärts. Der Abschied von Italien fiel ihm leicht, nur Rosaria stand auf dem Bahnsteig, traurig, daß ihr «bambino» sie verließ.

«Erinnere dich, damals unter Bäumen als wir uns trafen, bambino, im Schatten!»

Doch Roberto hatte den Kopf voller Pläne. Drüben im Norden war es gut zum Arbeiten, zum Schöpferischsein. Das hatte ein Freund er-

zählt. Keine lähmende Hitze, kein Herumhocken auf der Piazza mit stundenlangem Geschwätz. Man war in vier Wänden, abgeschlossen, allein. Er würde Geld sparen für ein Atelier, Skulpturen machen. Wozu hätte er sonst als Kind schon Hammer und Meißel gehalten?

Roberto kam in die Schweiz. Es gab Schwierigkeiten mit der Fremdenpolizei, der Arbeit, den Vorgesetzten. Er war bloß Italiener, einer von vielen. Niemand hatte hier auf ihn gewartet – außer Iren. Sie verliebte sich in ihn und wurde schwanger. Von Robertos Plänen blieb die Bude auf dem Hinterhof, Grabsteine meißeln, Sprüche und Schnörkel. Dazu kamen Scherereien mit Anverwandten, nur weil er hie und da vom Entwurf abwich. Leute bemäkelten seine Arbeit, die das Werkzeug selbst nicht zu halten wußten und von Steinen nichts verstanden.

Und was für Steine er behauen mußte! Lausigen Muschelkalk, Sandstein – oder gar Granit, der Meißel und Hände verdarb. Damit ließ sich keine gute Arbeit machen!

Splitterte ein zu großes Steinstück ab, schleuderte Roberto den Hammer in die Ecke, stampfte auf und betete einen Rosenkranz Flüche her. Er kam aus der Bude, weiß von Staub und lärmte auf dem Hinterhof. Mit langen Schritten ruderte er zu den Fenstern der Buchhandlung und spähte mit Vogelaugen hinein. Saß Werner, der Lehrling, allein am Schreibtisch, polterte Roberto im nächsten Augenblick zur Gangtür herein.

«Die Steine in der Schweiz sind schlecht, es gibt hier keine guten Steine!»

Es sah aus, als wollte Robertos Nase nach Beute schlagen.

«Bei uns in Italien, im Steinbruch meines Vaters, ist mir keiner zersprungen, ja ich glaub's!»

Er hackte die Worte mit Schnabelhieben.

«Man muß nicht sagen, ich würde falsch meißeln! Schau doch meine Hände –.»

Er streckte Werner beide Hände hin. Der blickte auf die kurzen Finger, an denen Hornhauthöcker saßen wie kleine Schildkröten.

«Eines Tages werde ich damit ein Kunstwerk machen, groß und stark.» Roberto spannte seinen Körper und reckte die Arme. «Aber dann nehme ich Stein, der nicht springt, weißen Marmor, der kühl ist wie Schatten unter Bäumen.»

Abends machte Roberto um halb sieben Schluß in seiner Werkstatt. Er und Werner standen dann noch eine Weile auf dem Hinterhof zusammen.

«Kommst mit mir nach Hause? Iren hat sicherlich genug für uns beide gekocht.»

Iren war eine nervöse, magere Frau. Sie stand in der Küche, das Haar straff nach hinten gekämmt und fuhr sich mit dem Handrücken über

die Stirn. Dann fiel ihr Arm herab, hing an der Schulter wie ein gebrochener Ast. Aber schon flohen die Hände wieder nach Kelle und Pfannen, zerrten Geschirr aus dem Schrank und Besteck aus der Schublade. Die kleine Gabriela schrie.

Sie setzten sich um den alten Tisch, der scharf nach Käse roch. Roberto hatte ihn im Bündnerland gekauft. Nach dem Essen kochte Iren in blechernen Behältern bitteren Kaffee. Sie klagte. Gabriela stecke voller Teufel, sagte sie.

Roberto holte im Schrank schwarze Tusche. Aus einem Tassenuntersatz wählte er eine Feder. Er drückte sie auf dem Daumennagel breit. Dann legte er einen Bogen weiches Papier vor sich hin und stocherte im Fläschchen.

«Werner, ich erzähle dir von Rom», sagte er.

Mit kräftigen Strichen umriß er eine Figur. Feder und Papier waren ihm wie Meißel und Marmor; harte Schläge, die flächige Steinstücke absprenge.

«Es ist mir dort schlecht ergangen. Womit hätte ich die paar Lire verdienen sollen? Arbeit gab's wenig. Aber man hatte Freunde, verstehst du. Man konnte diskutieren über Kunst, saß nicht immer eingeschlossen und allein.»

Der Strich wurde weich und schmiegsam. Roberto hielt den Kopf schief, als lauschte er.

«Einmal hatte ich seit Tagen nichts gegessen. Ich ging um fünf Uhr früh durch die Straße. Vor einer Cafeteria las ich Zigarettenstummel auf – das gab scharfen Tabak und war gut gegen Hunger. Als ein Arbeiter mit dem Fahrrad vorbeifuhr, stellte ich mich hinter einen Stapel Stühle. Ich schämte mich. Erst nachdem er ums nächste Eck war, las ich wieder so ein Dreckding auf.»

Die Feder glitt der Figur nach, hätschelte die Umriss, welche deutlicher aus der Fläche traten.

«Ich besaß nichts mehr. Mein Zimmer hatte ich verlassen, unbezahlt. Aber die Leute dort laufen nicht wegen tausend Lire zur Polizei. Es ist anders als hier, andere Mentalität, anderes Temperament – besser, ich glaub's!»

Roberto neigte sich vor. Die Feder stieß ins Papier kurze, immer erregtere Striche.

«Gegen Mittag ging ich aus der Stadt. Der Hunger trieb mich, er ist wie Rausch. Die Hitze bohrte sich aus dem Blau in die Felder, glühte vom Wege. Und plötzlich war Schatten und Kühlung. Als ich die Augen aufschlug, wölbten sich kräftige Äste über mich mit dunklem, vollem Laub.»

Er stach rasch und hart ins Tuschfläschchen. Es gab einen kreischen Laut.

«Verstehst du», sagte Roberto, «verstehst du! Nachts nicht mehr durch Straßen laufen, essen und trinken, ein Bett haben – es war gut, damals . . .»

Er warf den Federhalter auf den Tisch und verbiß eine plötzliche Wut.

«Es war besser!»

Werner blickte auf das Blatt: ein Weib, träge von Mütterlichkeit, mit dunklem, vollem Haar und kräftigen Armen.

Iren saß da, schob Krumen zu einem Häufchen zusammen. Dann preßte sie den Finger darauf und steckte ihn in den Mund. «Möchtet ihr noch Kaffee?» fragte sie.

Iren setzte das Kännchen auf. Sie stand schief vor dem Herd, die Hand in die Hüfte gestützt.

Roberto rauchte. Sein Gesicht war gerötet. Wie ein Schnabel sprang die Nase vor, und die Augen sperberten.

«Frau Tomasini –.» Das war ein Kosenamen für Iren. Doch Robertos Stimme klang hart. «Ich habe es mir überlegt. Wenn ich den Grabstein bezahlt bekomme, fahre ich nach Rom. Ich will Steine kaufen, gute Steine. Dann gibt's auch mehr Aufträge.»

Er blinzelte.

«Qualität ist wichtig, ich glaub's», sagte er zu Werner. Aber der dachte nicht daran, zu nicken.

«Ich bleibe eine Woche, vielleicht –.» Er hob die Schultern.

«Du gehst mit Gabriela zu deinen Eltern. Dort brauchst du kein Geld und kannst Ferien machen. Was meinst du, Frau Tomasini?»

Iren wandte sich um. Sie fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn, hielt mitten in der Bewegung inne. So sah sie nach der Zeichnung auf dem Tisch.

«Wenn du meinst, daß es richtig ist», sagte sie.